

Jutta Heinz

"Eben so viel feine Beobachtungsgabe, als philosophischen Scharfsinn" – anthropologische Charakteristik in Platners *Philosophischen Aphorismen*

Ernst Platners *Philosophische Aphorismen* sind bekanntlich in zwei Teile gegliedert. Der erste, etwas bekanntere, widmet sich mit Logik und Metaphysik den Disziplinen der theoretischen Vernunft, der zweite der Moralphilosophie, mithin der praktischen Vernunft. Eben dieser zweite oder auch "andere Theil" zerfällt wiederum in zwei Bücher: Das erste enthält die "allgemeine Moralphilosophie" und untersucht die Neigungen, Gemütsbewegungen und Handlungen der Menschen; das zweite trägt den Titel "angewandte Moralphilosophie oder Charakteristik".¹ Die Wahl des Terminus "Charakteristik" begründet Platner eigens zu Beginn des zweiten Buchs:

Die angewandte Moralphilosophie kann, auf jeden Fall, den Titel Charakteristik behaupten, wenn sie auch nicht alles in Schilderungen, sondern vieles in Lehrsätzen sagt. Jeder Lehrsatz der Sittenlehre enthält doch allemal einen Zug des tugendhaften, oder des untugendhaften Charakters.²

Das hier verwendete Argument ist ein doppeltes: Zum einen wird die Anwendbarkeit der Sittenlehre auf die praktische Menschenkenntnis behauptet; zum zweiten wird daraus eine Änderung der formalen Darbietungsweise abgeleitet. Die hier angekündigte Aufteilung in "Lehrsätze" (Aphorismen)³ und "Schilderungen" (Charakteristiken) prägt denn auch vor allem das erste Hauptstück der "angewandten Moralphilosophie", die "Charakteristik der Neigungen". Die strenge Paragraphenfolge der Lehrbuch-Aphorismen mit ihren Definitionen, Ableitungen und Verweisen wird hier durchbrochen durch kompakte

¹ Ernst Platner: *Philosophische Aphorismen nebst einigen Anleitungen zur philosophischen Geschichte*. Ganz neue Ausarbeitung. Anderer Theil. Leipzig 1800, S. 443 [im folgenden zitiert als: PA II].

² PA II, ebd.

³ Zur Gattungstradition der medizinisch-wissenschaftlichen Lehrbuch-Aphoristik nach dem Muster des *Corpus Hippocraticum* vgl. Harald Fricke: *Aphorismus*. Stuttgart 1984, hier: Kap. II.1. Aphorismen als systematisch gereichte Lehrsätze einer Wissenschaft finden sich bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts; methodisch wird diese Form häufig mit Bekenntnissen zu Empirie und Induktion verbunden. Ein zweiter Traditionsstrang bildet sich ausgehend von Tacitus' Maximen der Politik (vgl. Fricke, Kap. II.5): Diese werden vor allem in der Moralistik rezipiert. Vgl. dazu auch: Friedemann Spricker: *Der Aphorismus. Begriff und Gattung von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis 1912*. Berlin, New York 1992 (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 11 [245]). – Platners Benennung seines philosophischen Lehrbuchs als Aphorismen wurde allerdings bereits von den Zeitgenossen kritisiert; hier zeigt sich, daß zu dieser Zeit die Gattungsnorm sich schon hin zum modernen Begriff des literarischen Aphorismus verschoben hatte. Jean Paul urteilte in der *Kleinen Nachschule zur ästhetischen Vorschule*: "Platner [...] gab unter dem Namen Aphorismen ein wirkliches System" (in: *Sämtliche Werke*. Abt. I, Bd. 5. Hg. von Norbert Miller. München 1963, S. 491). Platner selbst hatte die aphoristische Form in seiner *Anthropologie für Aerzte und Weltweise* (1772) unter Berufung auf die medizinische Lehrbuchtradition gerechtfertigt: "Die aphoristische Form hat den Vortheil der möglichsten Kürze, und dieses ohne Nachtheil der Vollständigkeit. Man drängt [...] einzelne Worte fest an einander, wovon jedes das Merkzeichen einer gewissen Reihe von Begriffen ist, und den Stoff eines Commentars erhält" (Ernst Platner: *Anthropologie für Aerzte und Weltweise*. Leipzig 1772, S. XIXf.). Vgl. dazu ausführlich Giulia Cantarutti: "Anthropologie und Etikettenschwindel. Überlegungen aus Anlaß eines Urteils über Platners *Philosophische Aphorismen*". In: *Neuere Studien zur Aphoristik und Essayistik*. Hg. von Giulia Cantarutti und Hans Schumacher. Frankfurt a.M., Bern, New York 1986 (Berliner Beiträge zur neueren Literaturgeschichte 9), S. 49-103. Cantarutti diagnostiziert eine enge Verbindung zwischen Anthropologie und Aphorismus: Die Lehrsätze dienten dem Lehrer und den Schülern als einprägsame Sprüche; sie mußten jedoch beim Vortrag kommentiert werden und regten dadurch die Denkfähigkeit der Zuhörer an: "Gerade zu diesem Zweck trägt nach Platner die durch die Kürze entstehende Dunkelheit entschieden bei, weil sie gleichsam als Stimulans für die Denkfähigkeiten der Lernenden agiert" (S. 81).

Beschreibungen unterschiedlicher Typen des Temperamentes, des Geizes und des Stolzes.

Warum führt Platner gerade an dieser Stelle mit den Charakter-Schilderungen eine sowohl inhaltlich wie formal neue Kategorie ein? Dieses bemerkenswerte Phänomen hat bisher wenig Aufmerksamkeit in Forschung und Rezeption gefunden; was auch damit zu tun hat, daß der Terminus "Charakteristik" zu diesem Zeitpunkt keinesfalls fest etabliert ist, sondern zwischen verschiedenen Disziplinen und dem Alltagswissen herumvagabundiert. Die schwebende Bedeutung zeigen auch einschlägige Wörterbuch-Einträge. Adelung führt das Wort im *Grammatisch-Kritisches Wörterbuch* zum ersten, entsprechend seiner griechischen Herkunft – eingraben, prägen – unter der allgemeinen Bedeutung "Zeichen", "Schriftzeichen", "Buchstaben".⁴ Zum zweiten bezeichne es, nunmehr im figürlichen Sinn, die unterscheidenden Merkmale eines Menschen bezüglich seiner Gemütseigenschaften. Zum dritten schließlich und im Singular (der Charakter) sei es die Gesamtheit eben dieser unterscheidenden Merkmale.⁵ Und noch im Grimmschen Wörterbuch wird einleitend beklagt, es handle sich um "ein dem ohr des volks seltsam lautendes wort, für dessen verschiedne bedeutungen wir unsere eignen ausdrücke mahl, bild, zeichen, art sitte, gepräge hätten herausbilden können".⁶

Diesen begrifflichen und systematischen Notstand beklagt auch Wilhelm von Humboldt in seiner eigenen Charakteristik *Das achtzehnte Jahrhundert* (1797):

Unter allen Studien sind wenige bisher so vernachlässigt worden, wie das Studium menschlicher Charaktere.⁷

Bisher sei das Thema nämlich immer nur eine Art philosophischer Nebenkriegsschauplatz gewesen; die (rationalistischen) Philosophen hätten es zu allgemein behandelt, die (empiristischen) Moralisten zu "particular". Eine rühmliche Ausnahme hingegen, man höre und staune,

machen die Aphorismen des H. Prof. Platner, deren zweiter Theil mehrere überaus glückliche Charakterschilderungen enthält, die eben so viel feine Beobachtungsgabe, als philosophischen Scharfsinn verraten.⁸

Wozu dienen nun diese Charakterskizzen im Kontext der angewandten Moralphilosophie Platners? Markieren sie den endgültigen Einbruch der zeitgenössischen Anthropologie in die Herrschaftsgebiete der Philosophie im engeren Sinne, oder sind sie nur Demonstrationsmaterial? Und in welchem Verhältnis stehen "Lehrsätze" und "Schilderungen" – also Aphoristik und Charakteristik? Bevor ich diese Fragen mittels einer eingehenderen Analyse der

⁴ Diese Bedeutungsfacette ist im englischen Sprachraum ("characters" als Druckzeichen) erhalten geblieben.

⁵ Vgl. Johann Christoph Adelung: *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart, mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*. Bd. 1. Wien 1811, Sp. 1323f. Die "Charakteristik" wird hier bereits bestimmt als "die Wissenschaft, den Charakter der Menschen und ihrer Handlung richtig zu beurtheilen" (S. 1324).

⁶ *Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm*. Bd. 2. Leipzig 1860, S. 611.

⁷ Wilhelm von Humboldt: *Das achtzehnte Jahrhundert*. In W. v. H.: *Gesammelte Schriften*. Werke Bd. 2: 1796-1799. Hg. von Albert Leitzmann. Berlin 1904, S. 52 [im folgenden zitiert als: HaJ].

⁸ Ebd.

Platnerschen Charakteristiken zu beantworten versuche (IV), will ich zunächst die diskursiven Kontexte und Gattungstraditionen darstellen, auf die Platner mit seiner Charakteristik zurückgreift. Diese entstammen im wesentlichen der griechischen und römischen Antike (I), der französischen Moralistik (II) sowie der englischen und deutschen (Popular-)philosophie (III). Abschließend werde ich Kants Konzept der Charakteristik in der *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* kurz vorstellen (V) und auf die Beziehungen der Charakteristik zur Literatur eingehen (VI).

I.

Der *locus classicus* sind natürlich die *Charaktere* des Aristoteles-Schülers Theophrast (nach 319 v. Chr.). In unsystematischer Folge und immergleicher Struktur präsentieren sie 30 Charakterbilder, bezeichnenderweise nur negative; es handelt sich um eine Art antiken Lasterkatalog. Eine Überschrift gibt jeweils zunächst eine bestimmte Eigenschaft vor; darauf folgt eine eher alltagsweltliche, kaum begrifflich verfaßte Definition. Ich zitiere zur Veranschaulichung kurz ein Beispiel, nämlich das des "Überheblichen" (Nr. 24).⁹ Es beginnt: "Der Überhebliche. (1) Überheblichkeit ist eine Geringschätzung der übrigen außer einem selbst". Darauf folgt eine exemplarische Übertragung auf ein menschliches Verhalten: "der Überhebliche aber ist einer, (2) der jemanden, der in Eile ist, sagt, nach Tisch könne er ihn auf dem Spaziergang treffen".¹⁰ Daran schließt sich eine Aufzählung weiterer markanter Verhaltensweisen in jeweils einem Satz an:

- (4) Im Vorübergehen trifft er Schiedsgerichtsentscheidungen, die ihm angetragen werden. [...]
(8) Auf der Straße redet er mit keinem, der ihm begegnet, er geht niedergebeugt und, wenn es ihm gefällt, wiederum aufrecht. (9) Wenn er die Freunde einlädt, speist er nicht mit ihnen, sondern trägt einem von seinen Leuten auf, für sie zu sorgen.¹¹

Die größte Anzahl von Theophrasts Charakteren ist verbreiteten kommunikativen Verfehlungen in feiner Abstufung gewidmet – so gibt es den Unaufrichtigen (Nr. 1), den Redseligen (Nr. 3), den Schwätzer (Nr. 7), den Gerüchtemacher (Nr. 8). Beinahe ebenso wichtig ist das soziale und gesellige Verhalten; aus Mängeln in diesem Bereich resultieren beispielsweise die Charaktere des Baurischen (Nr. 4), des Gefallsüchtigen (Nr. 5) sowie des oben angeführten Überheblichen (Nr. 24). Schließlich wird häufig moralisches Fehlverhalten (der Feigling, Nr. 25; der "Pervertierte", Nr. 29) und ökonomisches Fehlverhalten (Kleinlichkeit, Nr. 10; Knausrigkeit, Nr. 22; Geiz, Nr. 30) gegeißelt;¹² politisches Fehlverhalten hingegen spielt eine eher untergeordnete Rolle.¹³ In allen Skizzen wird der jeweilige Charakter in den unterschiedlichsten sozialen Situationen gezeigt:

⁹ Die *Charaktere* werden nach folgender Ausgabe zitiert: Theophrast: Charaktere. Griechisch/Deutsch. Übersetzt und hg. von Dietrich Klose. Stuttgart 2000 [im folgenden zitiert als: ThCh].

¹⁰ ThCh, S. 61.

¹¹ Ebd.

¹² Eine besondere Rolle spielen auch die Zeitökonomie (der "Ungelegene", Nr. 12) oder Formen nicht altersgemäßen Verhaltens (der Spätgebildete, Nr. 26).

¹³ Hier wäre wohl nur der "Oligarchische" (Nr. 27) zu nennen.

auf dem Markt, bei Gericht, im Theater, im Bad, im eigenen Haushalt¹⁴; eine dominante Rolle spielt dabei das jeweils typische Kommunikationsverhalten. Insgesamt ist die Darstellung untergründig durch ein diätetisches Mäßigkeitsideal geprägt: Ein unangemessenes Verhalten ist ein solches, das einer bestimmten Situation nicht angemessen ist und dementsprechend karikaturistisch überzeichnet dargestellt wird. Explizite Wertungen werden jedoch nicht ausgesprochen. Stilistisch herrscht die knappe, prägnante, lakonische Formulierung vor. Den philosophischen Hintergrund bilden Theophrasts theoretische Schriften, vor allem diejenigen, die sich mit der Erziehung und Prägung des Menschen beschäftigen.¹⁵

II.

Die Wirkungsgeschichte der kleinen Schrift ist gewaltig; vor allem im europäischen Humanismus wird sie häufig übersetzt und durch Kommentare erschlossen. Das wohl stärkste Rezeptionszeugnis bilden die *Caractères du Theophrast, traduits du grec avec les Caractères ou les mœurs de siècle* des französischen Moralisten Jean de la Bruyère.¹⁶ Seine Theophrast-Übersetzung erscheint erstmals 1688; im Lauf der Zeit reichert er die Sammlung immer mehr mit weiteren eigenen Beispielen der "Charaktere und Sitten des Zeitalters" an. La Bruyères *Caractères* unterscheiden sich in mehreren Punkten von seinem Vorbild. Am augenfälligsten ist der formale Unterschied: Es gibt keine isolierten Kurzschilderungen mehr, keine unverbundene Reihung von Sentenzen. Auch die einleitende Definition fehlt; überhaupt werden die einzelnen Charaktere selten explizit unter eine Eigenschaft gefaßt. Vielmehr werden in längeren Kapiteln unter einem Obertitel allgemeine Reflexionen, Lektürefrüchte und Erzählungen mit Charaktereschilderungen vermischt dargeboten. In der *Vorrede* rechtfertigt La Bruyère, daß er sich unterschiedlicher Genres bediene¹⁷ und damit auch von der Standardform moralistischer Darbietung, der prägnanten aphoristischen "Maxime", abweicht:

Man denkt die Dinge verschieden und gibt ihnen darum auf verschiedene Weise Ausdruck, durch eine Sentenz, eine logische Beweisführung, ein Bild, einen einfachen Vergleich, durch ein Ereignis [...], eine Beschreibung, ein Gemälde.¹⁸

Das Argument verdient Beachtung: "Man denkt die Dinge verschieden". La Bruyère denkt seine Charaktere, und auch das ist ein wesentlicher Unterschied zu

¹⁴ Vgl. zu Leben und Werk von Theophrast sowie dem Entstehungshintergrund der Schrift das informative Nachwort von Peter Steinmetz in der benutzten Reclam-Ausgabe. Steinmetz hebt besonders den kulturgeschichtlichen Wert und die Realitätsnähe hervor: "In dieser ihrer Art gewähren die Charaktere wie kaum ein zweites Buch der Antike einen Einblick in das Leben und Treiben der bürgerlichen Gesellschaft im Athen des Frühhellenismus. [...] Wir hören die Phrasen und Schlagwörter der Zeit. Kurz, vor unsere Augen tritt lebendiges Leben" (ThCh, S. 99).

¹⁵ Vgl. zu Theophrasts pädagogischen Konzepten, wie sie sich in einem Bruchstück seiner Schrift über Erziehung darstellen, Steinmetz, ThCh, S. 98f.

¹⁶ Zur Rezeption der *Charaktere* vgl. Steinmetz, ThCh, S. 101-103: Sie wurden in der Renaissance zuerst ins Lateinische übersetzt und 1527 zum ersten Mal in Nürnberg gedruckt. Besonders einflußreich wurde der Kommentar des Isaac Casaubon (1592). Im 17. und 18. Jahrhundert entfaltete sich dann ihre ganze Wirkung vor allem in England, Frankreich und Deutschland.

¹⁷ Ein weiteres Argument für die Formenvielfalt ist, daß die Abwechslung die Aufmerksamkeit des Lesers besser erhalte.

¹⁸ Jean de La Bruyère: Die Charaktere oder die Sitten des Jahrhunderts. Übertragen und hg. von Gerhard Hess. Bremen 1978, hier: S. 26 [im folgenden zitiert als: BrCh].

Theophrast, von seiner subjektiven Warte aus, im ständigen direkten Gespräch mit dem Leser und vor dem Hintergrund einer philosophisch ausgeprägt skeptischen Haltung. All die verschiedenen Formen und Themen verbindet das schreibende "Ich", das Beobachtungen macht, Urteile fällt, Szenen schildert. Das macht den Text zum einen sehr viel lebendiger gegenüber Theophrasts stereotyper Sentenzenreihung; auch in der formalen Gestaltung ist La Bruyère deutlich ambitionierter. So verwendet er gern kontrastierende Darstellungsweisen¹⁹; häufig sind pointierte Schlußwendungen zu finden. Zum anderen gibt das schreibende Ich hier explizite moralische Bewertungen ab und intendiert damit eine unmittelbare lebenspraktische und erzieherische Wirkung. Ebenfalls in der *Vorrede* weist La Bruyère, wenn auch mit deutlich ironischem Unterton, darauf hin, daß er sich strikt dem *prodesse-et-delectare*-Modell literarischer Tätigkeit verpflichtet sieht:

Man soll nur zur Belehrung reden und schreiben; daß man dabei noch gefällt, braucht einen nicht zu reuen, falls es dazu dienlich ist, für heilsame Wahrheiten auf angenehme Weise empfänglich zu machen.²⁰

Es geht ihm also nicht nur darum, falsches oder lasterhaftes Verhalten darzustellen; dieses wird gleichzeitig als natürliche menschliche Schwäche analysiert,²¹ und dem Leser werden Verhaltensalternativen anheimgestellt. Den moralischen Maßstab bildet dabei, ganz ähnlich wie bei Theophrast, das diätetische Ideal der Mäßigung.²²

Schließlich denkt La Bruyère seine Charaktere in vielschichtigeren sozialen Bezugssystemen als Theophrast, der sozusagen vom Normalmodell des *polis*-Bürgers der Oberschicht ausging. Zwar wolle er, so wiederum die *Vorrede*, durchaus die "Charaktere und Sitten des Jahrhunderts"²³ darstellen; es sei jedoch der höhere Zweck des Buches, Aussagen über "die Menschen im allgemeinen"²⁴ zu treffen; nur so kann der moralistische Anspruch aufrechterhalten werden. Gleichwohl sind die konkreten sozialen und ständischen Kontexte allgegenwärtig, bereits in den Überschriften der Kapitel: Neben allgemeinere Themen wie "Vom Herzen" oder "Vom Urteil" treten Kapitel über Geschlechtscharaktere ("Von den Frauen"), Berufscharaktere ("Von den Kanzelrednern"), Standescharaktere ("Von den großen Herren").

Auch hier sei das Gesagte kurz an einem Beispiel demonstriert. Bei La Bruyère gibt es wie bei Theophrast einen "Überheblichen". Er findet sich im Kapitel "Von den großen Herren", heißt Pamphil, und auch er wird uns vorgestellt über sein Kommunikationsverhalten:

¹⁹ So wird Giton, dem Reichen, Phädon, der Arme, direkt gegenübergestellt (vgl. BrCh, S. 163-165).

²⁰ BrCh, S. 23

²¹ Vgl. zum Menschenbild allgemein das Kapitel "Vom Menschen": Der Mensch ist ein schwaches Wesen; das zeigt sich in Gefühllosigkeit, Undankbarkeit, Hochmut, Eigenliebe, Gleichgültigkeit gegen andere (vgl. BrCh, S. 260); er ist stimmungsabhängig und gebunden an seine Launen (BrCh, S. 270). Zugespitzt und unter Bezug auf den Charakterbegriff im Singular formuliert La Bruyère: "Die Menschen haben keinen Charakter", kein "festgeprägtes, unverkennbares Wesen (BrCh, S. 311).

²² Vgl. BrCh, S. 453: "Alles Extreme birgt einen Mangel und kommt vom Menschen; jeder Ausgleich ist gerecht und hat Gott zum Urheber".

²³ BrCh, S. 24.

²⁴ Ebd.

Man kann nicht sagen, daß *Pamphil* sich mit den Leuten unterhalte, die ihm in Saal und Hof begegnen: nach seiner feierlichen Miene und erhobenen Stimme zu urteilen, empfängt er sie.²⁵

Im folgenden werden, ganz ähnlich wie bei Theophrast, einzelne Verhaltens- und Kommunikationsweisen in verschiedenen Situationen und gegenüber unterschiedlichen Menschen aufgezählt:

Die Pamphile sind ein unerschöpfliches Thema: sie sind unterwürfig und furchtsam vor Fürsten und Ministern; voll Hochmut und Selbstgefühl gegenüber denen, die nichts besitzen als Tugend; stumm und verlegen in Gegenwart von Gelehrten; lebhaft, dreist und bestimmt in Gesellschaft von Unwissenden.²⁶

Zwischendurch gibt der Erzähler zusammenfassende Einschätzungen ab: "Mit einem Wort, ein Pamphil möchte ein großer Herr sein, er glaubt es auch zu sein; er ist es aber nicht, er ist das Zerrbild eines Großen".²⁷ Ein besonderer Vorwurf gilt dabei seiner Unbeständigkeit und seinem Opportunismus: "Mit Lebensregeln befassen sie sich nicht, mit Grundsätzen noch viel weniger; sie leben in den Tag hinein".²⁸ Das jedoch ist sozusagen die Ursünde gegen das moralistische Gebot zur reflektierten und allzeit selbst verantworteten Lebensführung. Im nächsten Abschnitt bietet La Bruyère deshalb ein Rezept an, um gegen die Überheblichkeit und Wankelmütigkeit der großen Herren gefeit zu sein:

Was soll man gegen eine so zähende, fressende Krankheit tun? Mit wenigem zufrieden sein, wenn möglich mit noch weniger; Verluste ertragen können, wenn sie uns treffen; dies Rezept hilft unfehlbar, und ich bin bereit, es an mir zu erproben.²⁹

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß die "Charaktere" vor dem Hintergrund der französischen Moralistik zugleich komplexer, moralischer und literarischer geworden sind.³⁰ Sie skizzieren Formen menschlichen Verhaltens in einer weit stärker ausdifferenzierten Kultur und Gesellschaft; sie bewerten es vor dem Hintergrund eines skeptischen Menschenbildes, aber einer gleichwohl metaphysisch zu rechtfertigenden Weltordnung und dem verbindlichen Gebot zum tugendhaften Leben.³¹ Und sie schildern es mit den unterschiedlichsten literarischen und stilistischen Mitteln.³²

²⁵ BrCh, S. 231f.

²⁶ BrCh, S. 233.

²⁷ BrCh, S. 232.

²⁸ BrCh, S. 233.

²⁹ BrCh, S. 233f.

³⁰ Andere Beispiele finden sich z. B. bei Montaigne in den *Essais*: Über den Müßiggang; Über die Lügner; Über das Maßhalten (alle 1. Buch); Über die Trunksucht; Über den Dünkel; Über Tugend und Tapferkeit (alle 2. Buch); Über die Eitelkeit (3. Buch).

³¹ Vgl. dazu besonders das Kapitel "Von den Freigeistern".

³² In einer ähnlichen Tradition stehen auch Shaftesburys *Characteristics of Men, Manners, Opinions, Times* (1711). Direkter auf die Theophrast-Tradition hingegen gehen die sogenannten "Character-Writers" in den englischen moralischen Wochenschriften zurück. Berühmte Vertreter wie Samuel Butler, Richard Steele, Joseph Addison und andere veröffentlichen dort Charakterskizzen, die sich wieder konkret auf eine, zentrale Charaktereigenschaft beziehen, jedoch häufig auch gute Beispiele geben. Neben Titeln wie "A Rake and a Coquette" (einem Beispiel für Geschlechtscharaktere) finden sich z.B. der "Good Judge" und der "True, Fine Gentleman" (vgl. dazu: English Character-Writing. Hg. von Heinz Bergner. Tübingen 1971). In der englischen Literatur hat sich der "Character" auf dieser breiteren Textbasis zu einem eigenen Gattungsbegriff entwickelt, der Nähe zu Formen wie Essay, Satire, Pamphlet oder historischem Porträt aufweist.

III.

Ganz in die Nähe von Platner führt das nächste Beispiel: Es handelt sich um Christian Fürchtegott Gellerts *Moralische Vorlesungen*, die mit einem Anhang *Moralische Charaktere* 1770 veröffentlicht werden.³³ Gellert hatte in seinen Vorlesungen, das überliefern die Zeitgenossen,

um seinem Vortrage mehr Lebhaftigkeit, seinen Vorschriften größere Deutlichkeit zu geben, und überhaupt um seine Zuhörer zur Beobachtung der Welt zu gewöhnen, seinen Vorlesungen gewisse Charactere³⁴

eingefügt. Sein Freund Johann Adolf Schlegel schlägt Gellert nun in einem Brief vom 1. Juni 1768 vor, die Charakterschilderungen in die Veröffentlichung einzubeziehen und sogar noch auszubauen; und er nennt auch gleich die einschlägigen Quellen:

Du nimmst Dir nämlich die Zeit, Dir aus dem *Bruyere*, aus andern Franzosen [...] desgleichen aus den besten englischen Moralisten wohlgezeichnete und schickliche Charaktere auszusuchen.³⁵

Gellert ist offensichtlich zumindest auf den ersten Teils des Vorschlags eingegangen. Im Anhang der *Moralischen Vorlesungen* finden sich unter dem Titel "Moralische Charaktere" elf Charakterskizzen, die zum Teil nach einem Kontrastmuster angeordnet sind: So beginnt die Reihe mit *Regelmäßige Sinnlichkeit, in dem Charakter des Kriton vorgestellt*; darauf folgt *Euphemon, das Gegenteil des Kriton*. Teilweise sind die Schilderungen sehr genau am Theophrastischen Muster ausgerichtet: Auf eine begriffliche Definition folgen Aufzählungen von Kommunikationsverhalten und Sozialverhalten in verschiedenen Situationen; auch das ökonomische Verhalten spielt hier im "bürgerlichen" Milieu wieder eine größere Rolle. Besonders stark in den Vordergrund tritt nun aber die moralische Bewertung. Interessanterweise schildert Gellert häufig gemischte Charaktere:³⁶ Menschen, die oberflächlich tugendhaft, äußerlich erfolgreich, ja sogar insgesamt vorbildlich erscheinen mögen, aber, wie das Schlußresümee dann ergibt, sich nicht genug um ihre unsterblichen und geistigen Werte gesorgt haben.

Eine solche gemischte Charaktereigenschaft ist auch der Stolz, der hier erstmals – bezeichnenderweise in der Ausprägung als "stolzer Demüthiger" – anstelle der Überheblichkeit ins Visier genommen wird. Nicht zufällig handelt es sich bei ihm um eine spezifisch christliche Todsünde; gleichwohl, so Gellert, ist er weit verbreitet und tritt häufig gerade unter dem Deckmantel christlicher Demut auf.

³³ Gellert hatte sich zunächst gegen die Veröffentlichung gewehrt, und zwar mit dem Argument, wenn die Vorlesungen erst veröffentlicht seien, könne er sie nicht mehr öffentlich halten. Zudem werde sich der ganze "Ton der Schreibart", der auf einen mündlichen "discours" gerichtet sei, ändern und "würde declamatorisch und enthusiastisch" (Brief an Johann Adolf Schlegel vom 7.3.1768; zitiert nach: Christian Fürchtegott Gellert: *Gesammelte Schriften. Kritische, kommentierte Ausgabe*. Hg. von Bernd Witte. Bd. VI: *Moralische Vorlesungen, Moralische Charaktere*. Hg. von Sibylle Späth. Berlin, New York 1992, hier: S. 338 [im folgenden zitiert als GMCh]).

³⁴ Rezension aus der *Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften*, Halle 1770; zitiert nach GMCh, S. 351.

³⁵ Zitiert nach: GMCh, S. 340.

³⁶ Vgl. z.B. "Der Mann mit einem Laster und vielen Tugenden".

Mit einer entsprechenden Reflexion beginnt die Charakterskizze³⁷, bevor dann erst die Figur auftritt: "*Antenor*, ein verständiger Mann, hasset den Stolz und hält sich für demütig".³⁸ Im folgenden wird Antenors Stolz zunächst mit seinem Geburtsadel und seiner vermeintlich demütigen Betonung bürgerlicher Werte verbunden, sowohl in der Lebensführung wie auch in der äußeren Erscheinung. Im folgenden werden Verhaltensbeispiele gegeben und zumeist sofort einer moralischen Wertung unterzogen, die in Form einer rhetorischen Frage eingeleitet wird: "Wer mag das tadeln?"³⁹ Am Schluß steht dann die rhetorisch glanzvolle Verurteilung des "Character-writers":

Hältst du das Gute, was du an dir hast, nicht für unverdiente Geschenke der Vorsehung, und erkennst du deine mannichfaltigen Mängel nicht: so verleugne äußerlich deinen Werth noch so sehr, du bist doch weder gegen Gott noch Menschen demüthig, du bist eine Mißgeburt der Moral, ein stolzer Demüthiger".⁴⁰

Stilistisch folgen die Charaktere dem Ideal der leichten, natürlichen Diktion, wie Gellert es in seinem Briefsteller theoretisch formuliert und in seinen literarischen Texten umgesetzt hat. Besonders wichtig im Blick auf Platner aber ist ihr systematischer Platz: Sie stehen im Dienst der angewandten Morallehre, wie sie Gellert in seinen Vorlesungen mit der Formulierung allgemeiner Verhaltensmaximen – "Lebensregeln" im Sinne der Moralisten – praktizierte und in den angehängten Charakteren veranschaulichte.⁴¹

IV.

Man kann wohl davon ausgehen, daß Platner während seines Studiums in Leipzig die berühmten Vorlesungen Gellerts besucht hat.⁴² Mit den *Philosophischen Aphorismen* erscheint ab 1776 Platners eigenes Lehrbuch der Moral, das nicht nur er selbst, sondern eine Vielzahl der Zeitgenossen als Vorlesungsgrundlage verwenden; und auch Platner benutzt nun in diesem Zusammenhang Charakterskizzen. Im Literaturverzeichnis tauchen, wie zu erwarten, neben Gellerts *Moralischen Vorlesungen* auch Theophrast, La Bruyère und weitere französische Moralisten sowie Shaftesbury auf. Platners Charakterskizzen zehren aus diesen verschiedenen Traditionsträngen in unterschiedlichem Maße und ergänzen sie zudem durch neue Aspekte; das will ich im folgenden an einer etwas eingehenderen

³⁷ "Es ist kein Fehler, der uns an Andern beschwerlicher fällt, als der Stolz; und keiner, den wir uns selbst leichter erlauben, oder weniger an uns gewahr werden, als derselbe. [...] Wir können es nämlich vor uns selbst nicht leugnen, daß die Demuth für so mangelhafte Geschöpfe, als wir sind, etwas sehr anständiges und eine nothwendige Tugend sey; aber genug, sie erniedriget uns" (GMCh, S. 304).

³⁸ GMCh, ebd.

³⁹ GMCh, S. 304.

⁴⁰ GMCh, S. 307.

⁴¹ Mit Gellert ist die Charakteristik endgültig in den Horizont der in diesem Falle explizit christlichen, im sozialen Kontext bürgerlichen Moral eingeholt. Gleichwohl schätzen die Zeitgenossen die Beobachtungsschärfe und Menschenkenntnis, die aus ihnen spricht; in einem Brief von Christian Friedrich Daniel Schubart vom 13. Oktober 1777 heißt es, wiederum unter Anrufung der kanonischen Autoritäten, über Gellert: "Seine Charaktere sind Meisterstücke. Ausgemalter und richtiger als Theophrasts und des Bruyère Charaktere – und hier war auch Gellert in seinem Elemente" (zitiert nach: GMCh, S. 343).

⁴² Einen Hinweis gibt ein "Sinngedicht" von Abraham Gotthelf Kästner mit der Nummer 228: "Ein Wort im Himmel geredet, zu der Zeit, als es auf Erden 1771 war: Als *Gellert Plattner'n* kommen sah, / Sprach er, schwermüthig froh: Sind Sie denn auch schon da?" 1771 war Platner allerdings schon außerordentlicher Professor der Medizin in Leipzig.

Analyse der drei Charakter-Gruppen in der "angewandten Moralphilosophie oder Charakteristik" zeigen, der Charakteristik der verschiedenen Temperamente (1), derjenigen des Geizes (2) und derjenigen des Stolzes (3).⁴³

(1) Die erste Gruppe findet sich im Kontext der Temperamentenlehre im ersten Abschnitt des Ersten Hauptstücks, der *Karakteristik der Neigungen*. Platner unterscheidet sechs verschiedene Arten des sinnlichen Vergnügens als Basis aller Neigungen.⁴⁴ In diesem Zusammenhang werden die Temperamente definiert als "verschiedene Formen der Sinnlichkeit", die auf konkreten "physischen Ursachen"⁴⁵ beruhen; diese werden nach dem jeweiligen Verhältnis des "tierischen" und "geistigen Seelenorgans"⁴⁶ zueinander genauer bestimmt. Die Temperamente ergeben sich dabei allein durch den Einfluß des tierischen Seelenorgans auf das geistige; die umgekehrte Einflußrichtung, so Platner, sei Gegenstand der "medizinischen Temperamentenlehre"⁴⁷ – also nicht der philosophischen, die er hier vorlegt.

Platner bezieht sich damit auf seine eigene Theorie des zweifachen Seelenorgans, wie er sie ausführlich in der *Neuen Anthropologie für Aerzte und Weltweise* (1790) entwickelt hatte.⁴⁸ Darauf aufsetzend entwickelt er eine logische Systematik, die auf einer mehrfachen Permutation beruht. Zunächst ergeben sich, je nach der quantitativen Wirkung der beiden Seelenorgane, vier verschiedene Untertemperamente: Sind beide sehr stark, entsteht das sogenannte "römische Temperament" (§ 836); ist das geistige stärker als das tierische, haben wir das "attische Temperament (§ 837)". Ist umgekehrt das tierische stärker als das geistige, erhält man das "lydische Temperament" (§ 838); und sind beide nur schwach, hat man ein "phrygisches Temperament" (§ 839).⁴⁹ Nun wird, in einem zweiten Schritt, der quantitative Aspekt mit einem qualitativen multipliziert. Je nachdem, ob die entsprechenden Kräfte ruhig oder heftig, fein oder grob sind, entstehen aus dem römischen Temperament das männliche (§ 843) und das feurige (§ 846); aus dem attischen Temperament das ätherische (§ 849) oder das melancholische (§ 852); aus dem lydischen Temperament das sanguinische (§ 855) oder das böotische (§ 858); und aus dem phrygischen Temperament das phlegmatische (§ 861) oder das hektische (§ 864).

Diese nunmehr acht Temperamente werden in einem dritten und letzten Schritt bezüglich der sechserlei verschiedenen Arten des Vergnügens durchdekliniert; also bezüglich ihrer Einstellung zum Wohlleben im allgemeinen, zu Ruhe und Tätigkeit,

⁴³ Den folgenden Ausführungen liegt die "ganz neue Ausarbeitung" des zweiten Bandes der *Philosophischen Aphorismen* von 1800 zugrunde, die das Charakter-Konzept sehr viel ausgearbeiteter und differenzierter präsentiert. In der Erstauflage von 1782 fand sich die Charakteristik im vierten Hauptstück unter dem Titel "Raisonnirte Charakteristik".

⁴⁴ Neigung definiert Platner als "Richtung des naturmäßigen Willens auf Gattungen – des physischen, oder sittlichen – Vergnügens. Der Grund liegt einestheils in ursprünglichen Anlagen, andernteils in angenommenen Fertigkeiten" (PA II, S. 457).

⁴⁵ PA II, S. 482.

⁴⁶ PA II, ebd.

⁴⁷ PA II, S. 486f.

⁴⁸ Vgl. *Neue Anthropologie für Aerzte und Weltweise. Mit besonderer Rücksicht auf Physiologie, Pathologie, Moralphilosophie und Aesthetik*. Bd.1, Leipzig 1790, hier: 1. Buch, Kap. IX, §§ 209ff.

⁴⁹ Die Quellen für die teilweise in der traditionellen Temperamentenlehre ungewöhnlichen Bezeichnungen ist unklar. Die lydisch-phrygische Tonart spielt beispielsweise eine Rolle in der Musik. Interessant ist auch die hier vorgenommene Verbindung mit Nationalcharakteren.

zur Geschlechtslust und zu ästhetischen und moralischen Vergnügen geschildert. Aus diesen Permutationen ergeben sich nach Platner die Hauptzüge der jeweiligen Temperaments-Charaktere. Da jedoch darüber hinaus mit den Neigungen noch andere Gemütsbewegungen und Handlungen verbunden sind, werden diese in sogenannten "Nebenzügen" den jeweiligen Charakterschilderungen angehängt, um so auch "das Allgemeine des ganzen Karakters"⁵⁰ erfassen zu können.

Das erscheint, präsentiert man es auf das systematische Gerippe verkürzt, ziemlich kompliziert. Im Text selbst werden die Bezüge durch ständige Querverweise auf die entsprechenden Paragraphen mit ihren aphoristischen Definitionen hergestellt. Innerhalb der Charakterschilderungen verfährt Platner dann ähnlich wie Theophrast: Es werden kurze, meist syntaktisch unvollständige Sätze stichwortartig aneinandergereiht. Ich will auch hier wenigstens ein Beispiel geben, um das Vorgehen wie auch die Formulierung zu veranschaulichen. Unter dem Stichpunkt des "ätherischen Temperaments" (§ 849) – der positivsten Charakterausprägung des Spektrums insgesamt, nämlich der lebhaften und leichten Variante des "attischen Temperamentes" – heißt es zunächst in einem definierenden Paragraphen:

Das ätherische Temperament (837) ist Hang zu einer Art des Vergnügens (841), welches, bey einer geringern Theilnehmung des Körpers, durch Lebhaftigkeit erwecket und zugleich durch Feinheit beschäftigt.⁵¹

Es folgt die Aufzählung unter Bezug auf die sechs verschiedenen Arten des Vergnügens, die ich zur Verdeutlichung in den eckigen Klammern ergänzt habe:

Ein Karakter. Wenig Hang zum physischen Wohlleben [*1: Vergnügen*]; viel Mäßigkeit und Genügsamkeit. Unabläßige Thätigkeit der Seele (807), bald im Nachdenken, bald im Empfinden. Abneigung vor geistlosen Geschäften und Ergötzungen [*2 und 3: Ruhe und Tätigkeit*]. [...] Lebhaftige Bewegungen der Geschlechtslust (815) [*4: Geschlechtslust*], anhaltend und beherrschend bey fesselnder Theilnehmung des Verstandes und Herzens [...]. Feiner Sinn für das Wahre und Gute, (821) Erhabene und Schöne (831) [...] [*5: ästhetisches Vergnügen*]. Große Empfänglichkeit für alle Arten des moralischen Vergnügens [*6: moralische Empfindung*].⁵²

Darauf folgen die Nebenzüge, von denen ich nur kurz den Anfang zitieren will:

Selbstgleiche Heiterkeit und Fröhlichkeit. Schnelle Vertilgung trauriger Empfindungen, ohne Leichtsin. Keine Art des Stolzes; schnelle Anmerkung fremden Verdienstes.⁵³

Obwohl Platner mit diesen Schilderungen keine explizite Wertung verbindet, scheinen gerade in dem Positiv-Beispiel durchaus die Merkmale durch, die auch für Platner einen ausgewogenen und guten Charakter kennzeichnen: Mäßigkeit – der

⁵⁰ PA II, S. 498.

⁵¹ PA II, S. 502f.

⁵² Vgl. dazu in der *Neuen Anthropologie* die Aufzählung der "eigentlich menschlichen" Empfindungen (2. Buch, 2. Hauptstück, 2. Abschnitt: "Von den Empfindungen"). Die Sinnlichkeit wird dort definiert als "Vermischung des Geistigen und Thierischen in einem lebendigen Wesen", und zwar "gleichmäßig" (S. 337): "und eben diese Sinnlichkeit ist der Karakter der eigentlich menschlichen Natur". Darüber hinaus unterscheidet Platner hier drei Klassen bestimmter Empfindung: a) gemeines sinnliches Vergnügen (vgl. Wohlleben); b) Vergnügen an ästhetischer und c) moralischer Vollkommenheit; sowie zwei Klassen unbestimmter Empfindungen: a) Eigentum, b) Ehre.

⁵³ PA II, S. 503.

Ausgleich von Kopf und Herz zieht sich leitmotivartig durch die ganze Schilderung –, Seelenstärke, Besonnenheit; umgekehrt sind die Beispiele ausgesprochen negativer Temperamentslagen, wie diejenigen des Bötiers oder des Phlegmatikers, durch einen Hang zu Unmäßigkeit, grober Sinnlichkeit und Kraftlosigkeit gekennzeichnet.

Platner geht bezüglich der Temperamenten-Charakteristik also von einer anthropologischen Definition aus; er untermauert diese zudem einleitend durch einen Gewaltmarsch durch die Geschichte der Temperamentenlehre von der Antike bis zu seinen Zeitgenossen. Die lange Anmerkung endet mit dem bezeichnenden Satz:

Im übrigen ist unser jetziges philosophisches Zeitalter viel zu spekulativ, um von den Temperamenten Kenntniß zu nehmen. Das Kürzeste ist, daß man sagt: es kommt nichts bey der Sache heraus.⁵⁴

Diesem Vorurteil versucht Platner offenbar abzuweichen, indem er mit seiner strengen Einbindung der Charakterbilder in das Definitionsschema des Textes und dessen Permutationen eine Systematisierungsleistung vollbringt. Die Charaktere bestehen nun nicht mehr aus einer mehr oder weniger willkürlichen Aufzählung einzelner Verhaltens- oder Gesinnungsmerkmale, sondern bilden eine nachvollziehbare Ableitung aus den Lehrsätzen selbst.

(2) Das ändert sich zumindestens graduell im zweiten Abschnitt des ersten Hauptstücks, wo es um die "Neigung zum Eigentum" geht.⁵⁵ Wie diese positiv zu gestalten ist, zeigt das Beispiel eines "weisen, tugendhaften Mannes" (§ 881),⁵⁶ das den Negativ-Charakteristiken vorangestellt ist: Dieser schätzt das Eigentum als Mittel zur Erreichung der Glückseligkeit, aber nur insofern es Genuß verleiht und die Möglichkeit wohlwollender Tätigkeit vergrößert. Die Charakteristik gilt dann allein den negativen Auswüchsen dieser speziellen Neigung, die als "übertriebene, d.h. tugendwidrige Neigung zum Eigentum"⁵⁷ (also einmal mehr als Verletzung des Mäßigkeitsgebots) definiert und unter dem Oberbegriff des "Geizes" abgehandelt werden. Hier gibt Platner nur noch eine Feinabstufung in die Kategorien der "Sparsucht" (§ 884), "Genauigkeit" (§ 885) und "Erwerbssucht" (§ 886). Die daraus entwickelten sechs Charaktere des Geizes können jedoch nicht mehr systematisch abgeleitet werden, obwohl entsprechende Querverweise auf frühere Paragraphen nicht fehlen. Sie beruhen vielmehr auf unterschiedlichen Gemütseigenschaften, die nur teilweise in Termini der Temperamentenlehre geschildert werden. Dabei ist eine graduelle Abstufung in der Reihenfolge bemerkbar: An erster Stelle steht, offensichtlich eine Extremposition, der "wahnsinnige Geiz" (§ 891; eine Art Dagobert-Duck-Porträt); eigens als "weiblicher Charakter" eingeführt folgt der "schwachsinnige Geiz" (§ 894); über den "egoistischen" (§ 897), den

⁵⁴ PA II, S. 497.

⁵⁵ Der Grund der Neigung zum Eigentum ist ein "dürftiger Trieb nach Glückseligkeit"; Eigentum wird nach Platner wahrgenommen als Teil der eigenen Kraft, des Ich und des Selbst (PA II, S. 516).

⁵⁶ PA II, S. 520f.

⁵⁷ PA II, S. 522.

"phlegmatischen" (§ 900) und den "mürrischen" Geiz (§ 903) geht es schließlich zum kaum noch abwertend gezeichneten "kaufmännischen Geiz" (§ 906).

Was hier verglichen mit den Temperaments-Charakteren an systematischer Grundlegung verlorengelassen wird, wird durch eine größere Realitätsnähe wettgemacht. So liegt natürlich die Frage nahe, warum ausgerechnet der "schwachsinnige Geiz" spezifisch weiblich sein soll. Analysiert man die entsprechende Passage, so ist zunächst auffällig, daß der zugrundeliegende weibliche Charakter positiv geschildert wird: Die schwachsinnig Geizige ist durchaus mit einem "guten natürlichen Verstand" und "richtigen Grundsätzen der Moral und der Religion" ausgestattet; sie zeigt "Neigung zum Wohlleben, zum Zeitvertreib und Umgang; und – ein ausdrückliches Unvermögen, etwas von diesen Freuden, durch den kleinsten Aufwand, zu erkaufen".⁵⁸ Stärker als ihre männlichen Gesinnungsgenossen im Geiz legt sie Wert auf die Wahrung des äußeren Scheins, macht Zugeständnisse an die gesellschaftlichen Konventionen – und ist zudem natürlich auch nur in beschränktem Maße die Herrin ihres eigenen Vermögens; ihre Finanzkompetenzen erstrecken sich im wesentlichen auf die Verteilung von Wohltätigkeiten. Hier finden sich damit die Faktoren von sozialer Stellung und anthropologischer Geschlechtscharakteristik wieder, die auch La Bruyère stärker berücksichtigt hatte.

Zeigt schon die beim weiblichen Geiz zitierte Formulierung von der Neigung zum Wohlleben und dem "ausdrücklichen Unvermögen", es sich zu erkaufen, eine gewisse ironische Pointierung, so ist darüber hinaus die Schlußwendung beinahe aller Geiz-Charaktere äußerst bemerkenswert. Den letzten Satz bildet nämlich jeweils eine Aussage über das charakterspezifische Sterben: Der wahnsinnig Geizige verscheidet zaghaft und ohne Temperament; die schwachsinnig Geizige andächtig, mit "kleinen Geschenke und großen, wohlthätigen Vermächtnissen";⁵⁹ usf. Das könnte zum einen ein Erbe der Gellertschen Charaktere sein, in denen sich häufig eine Schlußwendung nach Art des "letzten Gerichts" findet: Erst im Angesicht der Ewigkeit erweist sich, ob ein äußerlich tugendhaft geführtes Leben auch innerlichen und damit unvergänglichen Wert hatte. Bei Platner ist sie jedoch völlig säkularisiert: Der Tod bringt zwar zum letzten Mal den Charakter unverhüllt zum Ausdruck; aber er begründet zuvörderst eine konkrete ökonomische und juristische Problematik, den Umgang mit dem Erbe im Testament nämlich.

(3) Damit komme ich zum dritten und letzten Abschnitt des ersten Hauptstücks und der dritten und letzten Gruppe von Charakteren. Hier geht es systematisch um die "Neigung zur Ehre".⁶⁰ Wiederum wird das Ideal des "weisen Mannes" (§ 921) vorangestellt; wiederum gilt die Charakteristik nur den Verfehlungen im maßvollen Umgang mit dieser Neigung, nämlich den auf "nichtige Vollkommenheiten"⁶¹

⁵⁸ PA II, S. 528.

⁵⁹ PA II, S. 530. Bemerkenswerterweise ist der eher positive kaufmännische Geiz nicht mehr gekennzeichnet durch eine bestimmte Todesart, sondern endet mit "finanzmäßiger Verheyratung der Kinder" (PA II, S. 539).

⁶⁰ Nach Platner ist die Neigung zur Ehre die "geäußerte Anerkennung unserer theils in Eigenschaften, theils in Verhältnissen beruhenden Vollkommenheiten und der Ansprüche, die darauf gegründet sind" (PA II, S. 541); Grundlage ist ein meist undeutliches "Streben nach persönlicher Freyheit in der Welt" (PA II, S. 542).

⁶¹ PA II, S. 547.

gegründeten Unterarten des Stolzes. Das gute Beispiel ist offenbar keiner Variation fähig – die Abweichungen von ihm hingegen geradezu unendlicher.

Wie beim Geiz gibt es keine genaue Ableitungsregel zwischen Lehrensätzen und Schilderungen mehr; noch verstärkt wird die Differenzierungsleistung. Zunächst argumentiert Platner hier erstmals explizit historisch: Die verschiedenen Formen des Stolzes unterschieden sich je nach dem Gegenstand, dem besondere Vollkommenheit zugesprochen werde; da solche Wertschätzungen sich im Laufe der Zeiten jedoch änderten, könne seine Charakteristik nur dem eigenen Zeitalter gelten – es geht, wie bei La Bruyère, um die *Caracteres ou mœurs de siècle*. Diesem eigenen Zeitalter schreibt Platner zehn verschiedene Vollkommenheitsideale zu, aus denen dann zehn verschiedene Arten des Stolzes abgeleitet werden.⁶² Nur einige Beispiele: Aus der alleinigen Wertschätzung der Leibesstärke ergibt sich der "Ritterstolz" (§ 967); aus derjenigen der Macht der "aristokratische Stolz" (§ 965); aus der der Freiheit der "demokratische Stolz" (§ 969); usf. Der "grobe Adelsstolz" als nächster Verwandter von La Bruyères überheblichem Pamphil wird folgendermaßen gekennzeichnet:

Gänzlicher Mangel aller philosophischen Kultur; mitleidenswürdige Beschränkung des Verstandes. [...] Anspruchsvolles, in einer vornehm-leeren Physiognomie ausgedrücktes Selbstgefühl (929) von Ahnen, Würden, Ordensbändern, Verwandtschaften und andern Verhältnissen der hohen Person. [...] Glänzende Tafel, mit sprachloser Repräsentation; steife Assembles ohne Unterhaltung [...]. Hochmüthiges Betragen (958) gegen den nichtadelichen Stand; gänzliche Vermeidung seines Umganges. Verlegenheit mit Gelehrten und Künstlern.⁶³

Ich habe gerade diese Stellen aus der etwas längeren Passage ausgewählt, weil sich hier deutliche inhaltliche Bezüge zu den "überheblichen" Charakteren Theophrasts und La Bruyères zeigen lassen: Wie Theophrasts Überheblicher kommuniziert der Adelsstolze nicht mit Nicht-Ranggleichen; wie er dort beim Gastmahl sich entzieht, schweigt er hier bei der Tafel. An La Bruyère hingegen erinnert die Verlegenheit im Umgang mit Gelehrten, die dort wörtlich auch auftaucht. Insgesamt jedoch bleibt Platner in seinen Skizzen eher bei der Aufzählung allgemeiner Verhaltensweisen; konkrete Situationen werden relativ wenig geschildert. Positive wie negative Eigenschaften erscheinen bunt gemischt, wobei insgesamt das Negative überwiegt. Die explizite Wertung jedoch tritt ganz zurück: Es geht Platner offensichtlich nicht darum, moralische Verdammungsurteile auszusprechen, sondern vielmehr um die genaue Beschreibung von Haltungen und Verhaltensweisen und deren Herleitung aus den im systematischen Teil erläuterten moralischen Dispositionen des Menschen.

Die kontextuelle Feindifferenzierung der Charaktere wird darüber hinaus bei Platner noch um einige Stufen weitergetrieben. Wiederum finden sich explizit weibliche Charaktere (der "Weiberstolz", § 989); daneben tauchen Standes- und Berufscharaktere auf, wie z.B. der zitierte "Rang- und Adelsstolz" (§ 974), der

⁶² Platner macht an dieser Stelle eine Einschränkung, die aber wohl für alle Charakteristiken gilt: "Daß das nur logische Absonderungen sind und daß, in der Neigung selbst, die hier gesonderten Theile sehr genau mit einander zusammenhangen, das versteht sich wohl ohne meine Erinnerung" (PA II, S. 545).

⁶³ PA II, S. 577f.

spezielle "Geld- und Kaufmannsstolz" (§ 971), der der "Schulstolz" (§ 992) des Wissenschaftlers oder der "moralische Stolz" (§ 997) des Geistlichen. Zudem werden auch diese Unterarten des Stolzes in sich noch unterteilt: So gibt es beispielsweise den "altgelehrten" (§ 993) Schulstolz und den "methodischen" (§ 994) Schulstolz. Auch hier also geht mit der Einbuße an Systematik eine größere Realitätsnähe einher. Zudem entstehen durch die große Variationsbreite der aufgezählten Verhaltenszüge und deren interne Feinabstimmung nun schon beinahe diffizile Porträts komplexer Persönlichkeiten.

Dabei gestaltet Platner seine Charaktere im allgemeinen nichts weniger als literarisch ambitioniert; gleichwohl gewinnen sie durchaus dann und wann, besonders durch die treffenden Adjektive, die Wahl ebenso treffender Beispiele und eine Brise Süffisanz eine gewisse rhetorische Brillanz. Als Beispiel möge ein Ausschnitt des "methodischen Schulstolzes" dienen – und es ist nicht allzu schwer zu erkennen, von wem Platner hier spricht:

Der methodische Schulstolz (992), rühmt sich in der Wissenschaft, die sein Gegenstand ist, der einzig wahren Methode. Es beruhet, gewöhnlich, in einer selbstdenkenden Einseitigkeit des Systems; bey der er ganz vergißt, eines theils die Möglichkeit, dasselbe Ziel zu erreichen auf ganz verschiedenen Wegen; andertheils die Schwierigkeit, die alleinwahren Prinzipien einer Wissenschaft zu erfinden und zu beweisen [...]. Daher die selbstgefällige Meinung, daß durch die aufgestellte Methode, die Wissenschaft erst ihr wahres Daseyn erhalte; eine unduldsam verfolgerische, bald mit Spott, bald mit grober Arroganz gewaffnete Herabwürdigung derer, welche sie nicht anerkennen; die pedantische Besorgniß, daß, ohne sie, alles in dem Gebiete dieser Wissenschaft verlohren und durch die Andersdenken das größte Unglück verhänget werde: und ein lächerlicher Enthusiasmus, der die ganze Welt zur Theilnehmung auffodert und das Interesse des Autors oder Professors darstellt, als eine Angelegenheit des Menschengeschlechts.⁶⁴

Zusammenfassend kann man sagen: Platner greift die antike Charakteristik Theophrasts vor allem in der Art der Darstellung auf – vorangestellte Definition, gefolgt von einer stichwortartigen Aufzählung verschiedener Merkmale, Enthaltung von expliziter Wertung. Er bezieht sich inhaltlich, wenn auch schwächer, auf die Tradition der französischen Moralisten, indem er Geschlechts- und Standescharaktere einbezieht und historisch argumentiert; er übernimmt jedoch weder die damit verbundenen expliziten Wertungen noch den subjektiven Tenor der Schilderung. Von Gellert schließlich erbt er die Verbindung von aphoristischem Lehrsatz und anthropologischer Charakterskizze im Vorlesungskontext.⁶⁵ Sein wesentlicher eigener Beitrag ist zum einen in der systematischen Einbindung der Charakterskizzen in das Lehrgerüst selbst zu sehen, die vor allem die Temperaments-Charaktere prägt. Zum zweiten erreichen die zunehmend feiner differenzierten Charaktere des Geizes und des Stolzes eine für philosophische Texte nicht ganz selbstverständliche Lebensnähe. Da sie jedoch immer noch konsequent in das Verweissystem des Textes eingebunden sind, bilden sie nicht

⁶⁴ PA II, S. S. 591f. Hingegen gemahnt der Charakter des "philosophischen Stolzes" (§ 995) in vielen Zügen an Rousseau.

⁶⁵ Einmal mehr erkennt man hier deutlich den eklektizistischen Grundzug, den Platner mit vielen anderen Vertretern der spätaufklärerischen Philosophie und Anthropologie teilt.

willkürliches Anschauungsmaterial, sondern können präzise auf einzelne Definitionen zurückbezogen werden und verstärken damit letztlich die innere Konsistenz des Textes in systematischer Hinsicht: Theoretische Morallehre und praktische Menschenkenntnis werfen ein wechselseitiges Licht aufeinander. Zwar sind die Charaktere auf der niedrigsten Stufe der Systemarchitektur der *Philosophischen Aphorismen* angesiedelt. Dennoch erweisen sie hier nicht nur die Anwendbarkeit der Theorie aufs Leben, sondern auch umgekehrt den Nutzen der anthropologischen Menschenkenntnis für die philosophische Systematik, den Wert analytischer Beobachtung für die synthetische Abstraktion. Für diese Wechselwirkung schließlich spielt auch die formale Gestaltung eine nicht geringe Rolle; um noch einmal La Bruyère zu wiederholen: Man denkt die Dinge verschieden und gibt ihnen auf verschiedene Weise Ausdruck. Insofern steht auch die Kombination des Schulaphorismus der hippokratischen Tradition und der Charakterskizze in der Theophrast-Tradition für eine notwendige Komplementarität zwischen abstrahierend-verkürzter und konkretisierend-aufzählender Denkweise.⁶⁶

V.

Eine "anthropologische Charakteristik" findet sich schließlich auch in Immanuel Kants *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*.⁶⁷ Sie soll abschließend kurz skizziert werden, da hier wesentliche Unterschiede zwischen den beiden sich durchaus als Konkurrenten begreifenden Philosophen deutlich werden. Bei Kant ist der erste und längere Teil der *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht* die "anthropologische Didaktik"; als "Art, das Innere sowohl als das Äußere zu erkennen" begründet sie die "Elementarlehre der Menschenkunde". Demgegenüber lehrt der zweite Teil, die "anthropologische Charakteristik", als "Methodenlehre" die "Art, das Innere des Menschen aus dem Äußeren zu erkennen".⁶⁸ Die Charakteristik steht also an einer Schlüsselstelle zwischen Physis und Psyche und übernimmt von der kritischen Philosophie die dualistische Grundanlage, die nun direkt in den Charakterbegriff selbst übertragen wird.⁶⁹ Kant definiert:

⁶⁶ Den wechselseitigen Nutzen hebt auch Wilhelm von Humboldt in seiner eigenen Konzeption einer idealen Charakteristik hervor: "Die Kunst einer vollkommen praktischen Menschenkenntnis beruht allein auf drey verschiedenen Punkten: richtige und vollkommen individuelle Beobachtungen zu machen, aus denselben das Wesen des Charakters, das in den Aeusserungen nur theilweise erscheint, gehörig und ganz zu abstrahiren, und sich von der Beobachtung zu dem Begriff, und von diesem zu jener mit vollkommener Leichtigkeit hin und herüber zu bewegen, um beide durch einander gegenseitig zu berichtigen" (HaJ, S. 77).

⁶⁷ Der 1798 erschienenen Schrift liegen bekanntlich Vorlesungen zugrunde, die Kant seit 1772/73 gehalten hat.

⁶⁸ Immanuel Kant: *Anthropologie in pragmatischer Hinsicht*. In: I.K.: Werke in zehn Bänden. Hg. von Wilhelm Weischedel. Bd. 10. Darmstadt 1983, hier: S. 633 [im folgenden zitiert als: KapH].

⁶⁹ Eine ähnliche zweiteilige Definition gibt auch Humboldt in *Das achtzehnte Jahrhundert*: Er "begrift unter dem Charakter alle diejenigen Eigentümlichkeiten zusammen [...], welche den Menschen, als ein physisches, intellectuelles und moralisches Wesen betrachtet, sowohl überhaupt, als auch insbesondre einen vor dem andern auszeichnen" (S. 55). Letztlich löst Kant den seltsamen Widerspruch im Charakter-Begriff zwischen unterscheidendem Individualitätskriterium (den einzelnen Charakterzügen) und unspezifischem Allgemeinheitskriterium (dem Charakter), der schon in Adelungs anfangs zitierter Definition vorliegt, durch sein dualistisches Menschenbild. Humboldt setzt darauf auf und unterscheidet zwischen dem Einzelmensch als Individuum und der Menschheit als Gattungswesen.

In pragmatischer Rücksicht bedient sich die allgemeine, *natürliche* [...] Zeichenlehre (semiotica universalis) des Worts *Charakter* in zwiefacher Bedeutung, da man teils sagt: ein gewisser Mensch hat *diesen* oder jenen (physischen) Charakter; teils: er hat überhaupt *einen* Charakter (einen moralischen), der nur ein einziger, oder gar keiner sein kann. Das erste ist das Unterscheidungszeichen des Menschen als eines sinnlichen, oder Naturwesens; das zweite desselben als eines vernünftigen, mit Freiheit begabten Wesens. [...] Daher kann man in der Charakteristik [...] das *Charakteristische* in a) *Naturell* oder Naturanlage, b) *Temperament*, oder Sinnesart und c) *Charakter* schlechthin, oder Denkungsart, einteilen.⁷⁰

Innerhalb der anthropologischen Charakteristik behandelt Kant dann in der üblichen aufsteigenden Reihenfolge vom Besonderen zum Allgemeinen zunächst den Charakter der Person (1), daraufhin den des Geschlechts sowie des Volks (2) und schließlich der Gattung (3) des Menschen.

(1) Der Charakter der Person verbindet zunächst die drei Aspekte die Kant in seiner Definition genannt hatte. Das "Charakteristische" - also die einzelnen Charakterzüge - liegen im "Naturell" des Individuums, seinen habituellen Dispositionen und Gewohnheiten, sowie in seinem physiologischen und psychologischen "Temperament" begründet; hier verbleibt Kant ganz im Rahmen der traditionellen Temperamentenlehre mit ihren vier Grundtypen des Sanguinischen, Melancholischen, Cholerischen und Phlegmatischen.⁷¹ Dabei werden die Temperamentstypen jeweils in einer Art kurzem erzählerisch dargebotenen Charakterbild präsentiert, das durchaus an die Charaktere des Theophrast gemahnt. Es wird wenig definiert und viel mit Beispielen sozialen Verhaltens sowie kommunikativen Leistungen und Minderleistungen gearbeitet. Der medizinisch-physiologische Hintergrund wird zwar noch erwähnt, ist insgesamt aber stark zurückgedrängt. Besonderen Wert legt Kant jedoch auf den dritten Punkt der "Denkungsart", also den Charakter im Singular: Dieser allein verleiht dem Individuum einen "inneren Wert", der weder ein "Marktpreis" – wie das auf dem physischen Naturell beruhende Talent – noch einen "Affektionspreis" – wie das Temperament – habe.⁷²

Ähnlich verfährt Kant auch bei der höchsten Stufe, dem in sich selbst wertvollen moralischen Charakter des Menschen als eines "vernünftigen Wesens". Da dieser nichts anderes als ein formales Prinzip sei, nämlich der Entschluß, fortan nach festen Grundsätzen zu handeln,⁷³ kann er inhaltlich so wenig gefüllt werden wie das Moralgesetz selbst. Er kann höchstens negativ eingegrenzt werden – hier zählt auch Kant vor allem kommunikative Normen und solche des sozialen Umgangs auf.⁷⁴ Zudem kann ein solcher moralischer Charakter nur durch willentliche Anstrengung

⁷⁰ KapH, S. 625. Damit steht Kant durchaus noch in der anhand von Adelung anfangs demonstrierten Begriffstradition: "Charakter" als Zeichen; Charakter als unterscheidendes individuelles Merkmal; die Gesamtheit der Merkmale als der Charakter im Singular.

⁷¹ Die ersteren beiden, also den Sanguiniker und den Melancholiker, bezeichnet Kant als "Temperamente des Gefühls", die letzten beiden, den Choleriker und den Phlegmatiker, als "Temperamente der "Tätigkeit" (vgl. KapH, S. 627). Besonders charakteristisch ist dabei im Vergleich zu Platner, der eher die lebhaften und feurigen Temperamentspole schätzte, Kants Wertung des Phlegmatikers: Phlegma trete häufig verbunden mit Weisheit auf (S. 630) und sei deshalb eine besonders gute Anlage für einen Philosophen.

⁷² KapH, S. 634.

⁷³ Vgl. KapH, S. 637.

⁷⁴ Ein Mensch von Charakter lügt nicht, heuchelt nicht, bricht seine Verbrechen nicht, pflegt keinen schlechten Umgang und schert sich nicht um Moden und unfundierte Meinungsäußerungen anderer (vgl. KapH, S. 636).

erworben werden; interessanterweise behauptet Kant hier sogar, daß weder Erziehung noch Belehrung bei dieser Art der Charakterbildung wirksam werden, sondern daß ein moralischer Charakter in einer "Art von Wiedergeburt", einer "Revolution", ja gar einer "Explosion" quasi gewaltsam sich seinen Weg bricht.⁷⁵ Dafür ist zum einen ein gewisses Mindestalter vonnöten – und zwar eher 40 denn 30 Jahre –; und zum zweiten sind gewisse gesellschaftliche und Berufsstände eher hinderlich. Mit durchaus spitzer Zunge führt Kant die Poeten, die Hofleute und die Geistliche als Existenzformen mit einer habituellen Tendenz zur Charakterschwäche an.⁷⁶

(2) Auf der Ebene des Charakters der Person schließt sich Kant damit durchaus an tradierte Diskurse des Charakteristik an. Er bindet diese, ganz ähnlich wie Gellert, durchgängig in sein eigenes moralphilosophisches System ein. Darüber hinaus erweitert er das Konzept im folgenden auf die kollektiven Einheiten des biologischen Geschlechts und der nationalen Volksgruppen. Beide werden, vor allem in den die jeweiligen Kapitel beschließenden "Zerstreuten Anmerkungen", mit knappen "Charakterzeichnungen"⁷⁷ und historischen Anekdoten verbunden, die typisch weibliche mit typisch männlichen Verhaltensweisen kontrastieren bzw. nationale Klischees auflisten. In beiden Fällen geht Kant wiederum von einem angeborenen "natürlichen" Charakter aus, der dann durch einen "erworbenen und künstlichen"⁷⁸ im Lauf der Geschichte überformt werde; die in der zeitgenössischen Anthropologie verbreiteten Theorien über den Einfluß des Klimas bzw. der Regierungsart auf den Charakter lehnt er hingegen explizit ab.⁷⁹

(3) Der "Charakter der Gattung" schließlich fällt in eins mit der Bestimmung des Menschen zur Vernunft schlechthin, wurzelt in seiner Perfektibilität, entwickelt sich im kulturellen Prozeß und gipfelt in der Vision einer "*weltbürgerlichen Gesellschaft*"⁸⁰, in der sich der Gattungscharakter dann vollständig entfalten könnte. An diesem Punkt geht die Anthropologie fließend in die Geschichtsphilosophie über. Der Charakterbegriff hat sich aber in diesem Zusammenhang so verallgemeinert, daß er von einem allgemeinen Tugendbegriff kaum zu unterscheiden ist. Das zeigt bereits eine Bemerkung im Kapitel zum moralischen Charakter der Person. Dort bedauert Kant, wenn auch mit einem kleinen ironischen Unterton:

Vielleicht aber sind wohl gar die *Philosophen* daran schuld: dadurch daß sie diesen Begriff [den Charakter] noch nie abgesondert in ein gnugsam helles Licht gesetzt und die Tugend nur in Bruchstücken, aber nie *ganz* in ihrer schönen Gestalt vorstellig und für alle Menschen interessant zu machen gesucht haben.⁸¹

Letzteres jedoch, den tugendhaften Charakter in seiner "schönen Gestalt" und auf "interessante" Weise darzustellen, ist eine traditionell literarische Aufgabe.

⁷⁵ KapH, S. 636f. "Fragmentarisch ein besserer Mensch werden zu wollen, ist ein vergeblicher Versuch" (KapH, S. 637).

⁷⁶ Vgl. KapH, S. 637.

⁷⁷ KapH, S. 665.

⁷⁸ KapH, S. 659.

⁷⁹ KapH, S. 661.

⁸⁰ KapH, S. 687ff.

⁸¹ KapH, S. 637.

VI.

Daß die Charakteristik ein wesentliches Bindeglied von der Anthropologie zur Literatur der Zeit darstellt, demonstriert nicht nur Jean Pauls Satire über den "Adelsstolz", die sich bekanntlich in wesentlichen Zügen auf Platners entsprechende Charakterschilderung bezieht.⁸² Schon in der Frühaufklärung zehren die Typenkomödie und die Satire offensichtlich vom gleichen Diskurs.⁸³ Später verfassen Popularphilosophen wie Johann Jakob Engel "Charakterstücke" in den moralischen Wochenschriften.⁸⁴ Auch Texte wie Johann Karl Wezels *Ebestandsgeschichten* (1779)⁸⁵ lassen sich in vielem auf die Geschlechtscharakteristik zurückführen; so ist es vielleicht kein Zufall, wenn die fünf ersten Ehen des Peter Marks mit dem Tod der jeweiligen Ehefrau enden, wobei die jeweilige Todesart, wie schon bei Gellert und Platner, aufs schönste den besonderen Charakter der unglücklichen Gattinnen spiegelt.⁸⁶ Im einzelnen ist jedoch schwer nachweisbar, wieviel sich in einem solchen Fall auf die Charakter-Texte der Tradition und wieviel auf den alltäglichen Geschlechterdiskurs zurückführen läßt. Für Humboldt allerdings stand es außer Frage, daß neben den Philosophen und den Geschichtsschreibern⁸⁷ vor allem die Dichter für die Charakteristik zuständig sind:⁸⁸

Da sie ihre Charaktere neu schaffen, und für die Einbildungskraft schaffen mussten, so durften sie, gleich dem bildenden Künstler, keinen Zug unvollendet lassen.⁸⁹

Um so stärker ist Wilhelm von Humboldts anfangs zitierten positives Urteil über Platner zu gewichten: Er ist neben Shakespeare⁹⁰ und dem nicht namentlich genannten, aber deutlich genug skizzierten Goethe⁹¹ der einzige Charakter-Autor, der lobend erwähnt wird. Humboldts Wertschätzung galt dabei sowohl der "feinen Beobachtungsgabe" als auch dem "philosophischen Scharfsinn" Platners; also genau dem bezeichnenden Zusammenspiel von anthropologischer Menschenkenntnis und philosophischer Systematik. Ein solches Lob hätten die

⁸² Vgl. dazu: Alexander Košenina: Ernst Platners Anthropologie und Philosophie. Der 'philosophische Arzt' und seine Wirkung auf Johann Karl Wezel und Jean Paul. Würzburg 1989 (Epistemata XXXV), bes. S. 56-60.

⁸³ Platner selbst verweist beim "wahnsinnigen Geiz" auf Plautus und Molière (PA II, S. 525). Schon bei Theophrast sind Beziehungen zur zeitgenössischen Komödie des Menander sowie zur römischen Satire des Horaz nachweisbar (vgl. Steinmetz, ThPh, S. 101).

⁸⁴ Vgl. z.B. von Johann Jakob Engel: *Lorenz Stark. Ein Charaktergemälde* (1801), in dem die Hauptfigur als Vertreter des Geld- und Kaufmannsstolz gezeichnet wird.

⁸⁵ Vgl. Johann Karl Wezel: *Ebestandsgeschichte des Hrn. Philipp Peter Marks* (1776); *Die wilde Betty. Eine Ebestandsgeschichte* (1779).

⁸⁶ In diesem Fall kann wohl mit Gewißheit davon ausgegangen werden, daß Wezel, der während seines Studiums in Leipzig zeitweise im Gellertschen Hause wohnte, auch dessen Vorlesungen gehört hat.

⁸⁷ Humboldt beruft sich hier schon auf Plutarch, der als erster die Wichtigkeit des "täglichen Privatlebens" bemerkte (HaJ, S. 52)

⁸⁸ Die zugespitzten Charaktere der Temperamentenlehre, so meint er, taugten eher für die Komödie; die Gestaltung komplexer Charaktere jedoch verfare sowohl im Roman als auch im Drama am besten genetisch und demonstriere den Charakter in Aktion: "Jeder gute Beobachter wird daher schon im täglichen Gespräch, wenn er die Schilderung eines Charakters entwirft, denselben, mehr wie der Dichter, handelnd und redend einführen, als gleich dem Moralisten seine Eigenschaften einzeln her erzählen" (HaJ, S. 73). Auf die entscheidende Rolle des Kommunikationsverhaltens hatte aber auch schon die philosophische Charakteristik abgestellt.

⁸⁹ HaJ, S. 53.

⁹⁰ Vgl. HaJ, ebd.

⁹¹ Vgl. HaJ, S. 54.

Philosophischen Aphorismen von einem Mann wie Wilhelm von Humboldt wohl ohne die "Karakteristik" niemals erhalten.